Marina Budhos
Es gibt uns doch!

© Claudine Ohayon

Marina Budhos wuchs mit ihrem indo-guyanischen Vater und ihrer jüdisch-amerikanischen Mutter in einer multikulturellen Gemeinde in New York auf. Diese Interkulturalität kennzeichnet auch ihre Arbeit. Sie erhielt ein Fulbright-Stipendium für Indien und unterrichtete an verschiedenen Universitäten und Colleges. Zurzeit lehrt sie an der William Paterson University und lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in New Jersey.

Marina Budhos

ES GIBT UNS DOCH!

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Riekert

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es unter www.dtv.de/lehrer
ein Unterrichtsmodell zum kostenlosen Download.

Auskunft über den politischen Hintergrund
der in diesem Band geschilderten Ereignisse
gibt der Epilog auf Seite 201.

Deutsche Erstausgabe
In neuer Rechtschreibung
Januar 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtvjunior.de
© 2006 Marina Budhos
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Ask Me No Questions‹,
2006 erschienen bei Atheneum Books for Young Readers,
an imprint of Simon & Schuster Children's Publishing Division,
New York
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder
Gesetzt aus der Legacy Sans 11,5/14˙ (3B2)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78220-3

Für Alexander Ben Tarun und Raphael Kabir, die Kinder, die ich täglich sehe

Und für die Kinder, die noch entdeckt werden wollen

Danksagung

Dank an meinen Mann, Marc Aronson, für seine stete Unterstützung und Begeisterung; an die beiden »Großmütter« Shirley und Lisa, die mir immer unter die Arme gegriffen haben; an Gail Hochmann und Joanne Brownstein für ihren unermüdlichen Beistand; an die aufmerksame Ginee Seo, die unerbittlich mit mir war; an Naeem Mohaiemen von www.shobak.org für seine unschätzbaren Beiträge; und an Rita Wolf für ihren Einsatz und ihr Interesse, diese Geschichte der Welt zugänglich zu machen.

EINS

Wir fahren wie im Traum.

Auf der I-95 in Richtung Norden, vorbei an der Triborough Brücke. Im East River treiben dunkle Eisschollen. Aischa und ich zusammengekauert auf der Rückbank, zwischen uns eingeklemmt die grüne Plastiktüte einer Fluggesellschaft mit *Luchis* und gewürzten Kartoffeln, wie Ma sie immer macht. Abba vorne, das Lenkrad umklammernd, Ma zusammengesunken an die ratternde Tür gelehnt.

Wir fahren unbeirrt dahin, obwohl dichte Schneeflocken die Scheibenwischer verklumpen und der arme Abba kaum was sehen kann. *Kokosflocken*, sagt Ma scherzhaft. *Lasst uns aussteigen und sie reinschaufeln, ich mache euch Polao-Reis daraus.* Aber uns ist nicht nach Scherzen zumute.

Die Ostküste entlang in Richtung Norden, vorbei an all den Orten, die ich nur vom Atlas kenne: Greenwich, New Haven, Providence in Rhode Island. Schnee, der gegen die Scheiben fällt, Stunde um Stunde. Und in meinem Kopf pochen ständig die Worte: *Meldepflicht. Ausweisung. Green Card. Bleiberecht. Asyl.* Unser Leben hangelt sich an diesen Worten entlang, aber ich verstehe sie nicht. Ich verstehe nur, dass wir direkt auf die schnörkelige Linie auf der Landkarte zufahren, die kanadische Grenze, um Asyl zu beantragen.

Dazu kommen unausgesprochene Fragen, die ebenfalls in unseren Köpfen hämmern. *Was passiert, wenn wir angehalten werden und sie feststellen, dass die Zulassung für unser Auto abgelaufen ist? Sollte Ma lieber eine Hose und einen Pullover tragen, damit sie nicht so auffällt? Sollte Aisha fahren, auch wenn es offiziell keiner weiß, dass sie das schon kann?* Einige der Fragen stellen wir laut, andere deuten wir durch unsere Blicke an.

Als wir Boston erreichen, wacht Aisha auf und fängt zu weinen an. Wir sind genau dort, wo sie gehofft hatte, eines Tages zu leben. Aisha war sich schon immer sicher, dass sie mal Ärztin werden wollte, dass sie in Harvard Medizin studieren wollte. Selbst als wir noch in Dhaka lebten, war sie immer die Beste in Mathe und Naturwissenschaften, und als Abba in Saudi-Arabien einen Job als Fahrer hatte, heftete er ihre Zeugnisse immer an die Windschutzscheibe und gab mit seiner Tochter an, die daheim in Bangladesch lebte und die jeden Jungen in die Tasche stecken konnte. Damals hatte Abba keine Angst, vor gar nichts, nicht mal vor den Männern, die über uns lästerten und behaupteten, Aisha würde zu klug, um jemals einen Mann zu finden, und auch nicht vor den Freunden, die ihn warnten, dass er auf mir sitzen bleiben würde, seiner dicken, verträumten zweiten Tochter. Manchmal hasse ich es, diejenige zu sein, die Aisha immer hinterherhecheln muss. Aber manchmal gibt es mir auch ein Gefühl von Sicherheit. Ich sitze verborgen im Hintergrund, keiner sieht mich.

Ma tätschelt Aisha die Hand. »Keine Sorge«, flüstert sie. »Das alles ist doch nur für eine Übergangszeit. Wir kriegen dich schon auf eine Universität in Kanada.«

»McGill!«, dröhnt Abba vom Fahrersitz. »Eine erstklassige Universität!«

»Zu kalt da!«, jammere ich.

Aisha gibt mir einen Tritt. »Halt den Mund«, zischt sie, dann wendet sie ihren Blick zu unserem Vater und sagt mit sanfter Stimme: »Ganz wie du willst, Abba.«

Aisha und ich, wir kommen eigentlich gar nicht gut miteinander aus. Sie ist die Aufgeweckte, die mit dem lebhaften Temperament, die von Abba wie ein erstgeborener Sohn behandelt wird, während ich die begriffsstutzige Zweitgeborene bin, die einfach so hinterhertappt. Manchmal glaube ich fast, dass Abba ein bisschen Angst vor Aisha hat. Es ist, als ob sie schon immer gewusst hätte, was sie will, und als ob er nur auf Erden wäre, um ihr den Weg zu ebnen. Damals in Dhaka, als Abba nicht recht wusste, ob wir nach Amerika auswandern sollten, schnitt sie einen Artikel aus und legte ihn in seinen Schoß: die Geschichte einer jungen Frau aus Bangladesch, die als Beste ihres Jahrgangs in Volkswirtschaft abgeschnitten hatte und jetzt bei der Weltbank arbeitete.

»Wir sind vielleicht eines der ärmsten Länder der Welt«, sagte sie zu Abba, »aber mit den klügsten Köpfen.«

Abba musste damals lachen. Wo hatte eine Achtjährige gelernt, solche Sachen zu sagen?

So lief es immer. Sag mal, hast du gehört, was die Lehrerin heute über Aisha gesagt hat? »Deine Schwester!«, flüsterten die anderen Mädchen mir zu. »Sie ist anders.« Aber was mich total fertig macht, ist, dass Aisha immer genau das *Richtige* sagt. Sie fragt Ma, ob sie Senf oder Öl zum Kochen braucht; oder Abba, ob er beim Arzt war und ihn um eine bessere Salbe für seine Gelenke gebeten hat.

Es ist schlimm, eine Schwester zu haben, die perfekt ist.

In Portland im Staat Maine biegt Abba bei einer Tankstelle ab. Er sieht schrecklich aus: Dunkle Ringe umranden seine Augen. Er trägt einen seiner Lieblingspullunder, aber nach zehn Stunden Autobahn sieht der ausgebeult und zerknittert aus. Ma klettert aus dem Wagen, um aufs Klo zu gehen. Als sie die Tankstelle überquert, bemerke ich, wie der blasse Rand ihres *Salwar Kameez* unter ihrer Jacke herausflattert. Peinlich berührt streicht sie ihn herunter. Der Tankwart beobachtet sie, den Zapfhahn immer noch in der Hand. Er ist ein Sikh mit weichen, mandelförmigen Augen, und er lächelt sie freundlich an, als ob er verstehen würde. Ma nimmt ihren Mut zusammen und drückt die Eisentür auf.

Als sie wieder zurückkommt, wirft sie nur einen Blick auf uns und sagt leise: »Wir müssen hier etwas

essen. Die armen Mädchen, sie sehen ganz geschwächt aus.«

In dem kleinen Imbissraum wirkt Ma irgendwie fehl am Platz, wie sie da in der Nische sitzt, die Jacke über der Brust zusammenzieht und sich mit den Handflächen das Haar flach drückt. Aisha und ich gehen zwar andauernd zu Dunkin' Donuts oder McDonald's, aber meine Eltern besuchen nur selten ein Restaurant. Ma hat immer Angst, dass man ihr eine Frage stellen könnte und ihr Englisch sie im Stich lässt. Jetzt sieht sie sich nervös um, als erwarte sie, dass uns jemand auf die Schulter klopft und auffordert, das Lokal zu verlassen. »Was ist, wenn sie an der Grenze Nein sagen?«, flüstert sie. »Was ist, wenn Kanada uns nicht reinlässt?«

Abba seufzt und reibt sich erschöpft die Augen. »Das kann schon passieren. Es garantiert einem keiner, dass man Asyl bekommt.«

Das haben wir immer wieder durchgekaut. Wir kennen die Risiken. Wenn Kanada uns kein Asyl gewährt, müssen wir zurück über die amerikanische Grenze und Abba wird wahrscheinlich festgenommen, weil unsere Visa für Amerika längst abgelaufen sind. Und was dann passiert, wissen wir nicht. Vielleicht bekommen wir eines Tages das Bleiberecht in den Vereinigten Staaten. Oder vielleicht werden wir auch nach Bangladesch zurückverfrachtet. Aber vielleicht – ganz vielleicht – lässt uns Kanada ja rein.

Abba fährt fort: »Also, Aisha muss im Herbst

unbedingt mit der Uni anfangen. Das ist zu ihrem Besten.« Aber er klingt nicht ganz überzeugt.

Aisha lehnt den Kopf an Mas Schulter. Ihr krauses Haar quillt ihr wirr über die Wangen. »Mach dir keine Sorgen, Ma. Es wird schon klappen. Wir kommen nach Toronto und du machst dein Restaurant auf, ja?«

Ein kleiner Eifersuchtspfeil brennt sich durch meine Eingeweide. Ich weiß nicht, wie Aisha das macht, aber sie schafft es immer, meine Eltern aufzumuntern. Ma und Aisha sehen sich sehr ähnlich: Beide haben sie helle Haut und sind schlank, und sie haben dieses unglaubliche Talent dafür, andere zu imitieren. Ma guckt immer Sachen aus dem Fernsehen ab, da hat sie auch fast ihr ganzes Englisch gelernt.

»Abba, warum erzählst du uns nicht eine Geschichte?«, fragt Aisha.

Abba lehnt sich zurück. Seine Finger liegen locker auf der Resopal-Tischplatte, sein Gesicht ist entspannt.

Ich hätte das fragen sollen. Schließlich bin ich es gewöhnlich, die mit den Älteren herumsitzt und ihren Geschichten lauscht. Abends, wenn Aisha in ihrem Zimmer ist und lernt, sitze ich gemütlich bei Abba und Ma, den Kopf an ihre Beine gelehnt, und sie erzählen mir von Bangladesch und unserer Familie. Obwohl wir schon ausgewandert sind, als ich sieben war, ist es manchmal, wenn ich die Augen

schließe, als ob ich wieder dort wäre. Ich erinnere mich an den *Boroi*-Baum vor unserem Haus, die Steinmauer, an der Ma die Wäsche trocken schlug, den Metallspind, in dem Abba seine Schulbücher aufbewahrte. Abba trägt seine Geschichten sorgsam im Herzen und behandelt sie behutsam wie zerbrechliches Glas.

»Ich erzähle euch von dem Briefpapier.«

Wir grinsen alle. Wir kennen die Geschichte zwar schon, aber sie ist so wohlig beruhigend – als ob man sich in die eng stehende Schrift der alten Bücher versenken würde, die Abba aus Bangladesch mitgebracht hat.

»Euer Urgroßvater hat als Drucker gearbeitet. Als er alt war und die Zeit kam, um in unser Dorf zurückzukehren, schenkte ihm der Mann, für den er gearbeitet hatte, eine Schachtel mit dem feinsten Briefpapier. Im Briefkopf war sein eigener Name aufgedruckt. Großvater bewahrte das Briefpapier in einem besonderen Kasten mit Schloss auf. Selbst als er schon alt und blind war, holte er es manchmal hervor, und wir Kinder fuhren mit dem Finger über die erhabene Schrift. Großvater hat nie einen von diesen Bögen benutzt. Wem sollte er auch schreiben auf dem feinen Briefpapier mit der geschwungenen englischen Schrift?

Nachdem ich eure Mutter kennengelernt hatte, wollte ich Eindruck bei ihr machen. Ich schlich mich also ins Zimmer meines Großvaters und stahl einen

Bogen Papier, nahm mein bestes Tintenfass samt Feder und schrieb ein schönes Gedicht ab. Als Großvater es herausfand, war er außer sich!«

»Bist du bestraft worden?«, fragte ich.

Abba nickt. »Aber sicher, und das zu Recht. Nicht nur hatte ich meinen Großvater hintergangen, ich hatte auch keinen guten Start bei deiner Mutter hingelegt! Sie hielt mich für einen reichen Mann, der Gedichte schreiben konnte. Dabei war ich nichts als ein armer Student, der aus Büchern abschreiben konnte.« Er wirft Ma einen Blick zu. »Und ich bin immer noch ein armer Mann!«

»Pscht!«, schimpft Ma. Aber ich kann sehen, dass sie geschmeichelt ist. Sie sieht Aisha dankbar an und mein Magen zieht sich vor Eifersucht zusammen.

»Bist du fertig damit?«, frage ich und deute auf die letzten Fritten meiner Schwester.

Sie zieht die Nase kraus. »Nein, du Vielfraß.« Und sie steckt sich den Rest in den Mund.

***

Ich erinnere mich noch, als wir damals am Flughafen von New York ankamen, wie fest sich die Hand meiner Mutter um meine schloss. Wie sie den Mund zusammenkniff, als der uniformierte Mann das Klebeband um unsere Koffer aufschlitzte und mit den Händen in unsere Unterwäsche und Saris

fuhr, sodass wir uns innerlich beschmutzt vorkamen. Abbas Bein zuckte ein bisschen, was immer passiert, wenn er nervös ist. Selbst damals hatten wir Angst, weil wir wussten, dass wir über das Datum hinaus bleiben würden, das auf der kleinen blauen Marke der Touristenvisa in unsere Pässe eingetragen war. So macht das jeder. Man besorgt sich für ein paar hundert Dollar eine gefälschte Sozialversicherungsnummer und bekommt Arbeit. Viele der Bangladeschi hier sind illegal, heißt es. Manche haben auch Glück und gewinnen eine Green Card in der Lotterie, und sie können bleiben.

Als wir dann hier waren, hat Abba alle möglichen Jobs angenommen. Er verkaufte auf den Straßen von Manhattan kandierte Nüsse von einem Karren. Er arbeitete in einem Bautrupp, bis er sich die Kniescheibe verletzte. Er wischte Speisetheken ab, er putzte in einer Fabrik den Boden, war Hilfskellner in Restaurants, lieferte heiße Pizzen in dicken, alubeschichteten Nylontaschen aus. Schließlich bekam Abba eine Stelle als Kellner in einem Restaurant in der East Sixth Street in Manhattan. In der Sixth Street liegt ein indisches Restaurant neben dem anderen, jedes davon ein schmaler Raum im Untergeschoss, bunt angestrichen und mit Lichterketten behängt, und im Fenster sitzt ein Typ und spielt Sitar. Sie werden alle von Bangladeschis geführt, die jedoch indisches Essen anbieten, Tandoori Chicken und Biryani, was die Amerikaner so mögen. Jeden

Abend brachte Abba Bündel von Dollarnoten heim, die Ma in einem Seidenbeutel sammelte, den sie in Chinatown gekauft hatte.

So ist es nun mal, wir haben immer so gelebt – frei schwebend, nicht sicher, wo wir hingehören. Am Anfang haben wir so gelebt, dass wir jeden Tag hätten aufbrechen können, dass wir unsere ganze Habe in den alten Nylonkoffer hätten packen können. Aber mit der Zeit wurde Abba gelassener. Wir kauften uns Sachen. Ein Klappsofa, auf dem Ma und Abba schlafen konnten. Einen Fernseher und ein Videogerät. Einen Tisch und einen Reiskocher. Gelbe Rüschenvorhänge und Tontöpfe für die Chilipflanzen. Ein Kieferregal für Aishas Mathe- und Chemiebücher. Bald sah es schon fast so aus, als würden wir in unserem Traumhaus wohnen. So machten wir Jahr um Jahr weiter, ohne an Abbas abgelaufenen Pass in der Schublade zu denken oder uns Gedanken zu machen, dass die Heizkosten und die Telefonrechnung auf den Namen eines entfernten Cousins liefen. Man verdrängt es. Man verdrängt, dass man hier offiziell gar nicht existiert, dass dies eigentlich gar nicht unser Zuhause ist. Irgendwann, so sagten wir, würden wir den Papierkram in Ordnung bringen. In der Zwischenzeit machten wir einfach weiter. So läuft das. Bei vielen.

Selbst nach dem elften September machten wir weiter. Wir hörten zwar, wie schlimm es geworden war. Freunde meiner Eltern hatten ihre Jobs verloren

oder konnten kein Geld mehr verdienen, und sie dachten daran, zurückzufahren, obwohl sie, wie mein Vater, in Bangladesch ihre Häuser verkauft hatten und dort wieder von vorne anfangen mussten. Wir erfuhren von einem Mann, dem man die eine Gesichtshälfte eingeschlagen hatte, und von einem anderen, der mit seinem Taxi von der Straße gedrängt und übel beschimpft wurde. Trotzdem kamen immer noch Leute, um in der Sixth Street *Puris* und *Alu gobi* zu essen; immer noch leerte Abba jeden Abend seine Taschen in Mas Seidenbeutel. Abba pflegte zu sagen: »Wenn die Geschäfte schlecht gehen, wollen die Leute billig essen. Und zwar besonders gerne billiges Essen mit viel Chili, das ihnen den Bauch wärmt.«

Doch die Lage wurde schlimmer. Wir fühlten uns mit der Zeit, als würde die Luft um uns unter den Gefrierpunkt sinken, als seien wir zwischen zwei scharfkantigen Eisschollen gefangen. Jede neue Nachricht traf unsere Haut wie ein Hagelkorn und tat weh wie ein Nadelstich. *Innere Sicherheit. Terrorismusbekämpfung. Terrorwarnung. Verschärfte Meldepflicht.* Namen, so viele Namen von Moslems tauchten auf den Listen auf. Abba hatte einen Freund, der in einer Gefängniszelle in New Jersey verschwand. Wir hörten von Hunderten von Iranern, die aus Kalifornien deportiert wurden, und von weiteren aus Brooklyn, aus Texas, aus dem nördlichen Staat New York. Wir sahen die Berichterstattung über den

Krieg und sahen uns mit den Augen der anderen: dunkle, vorbeihuschende Schatten mit Handgranaten, die in unseren Fäusten glimmten. Gefährliche Personen.

Eines Tages kam der amerikanische Freund meiner Cousine Taslima zu Besuch und erklärte die neue Gesetzgebung in Sachen Meldepflicht: Jede über achtzehn Jahre alte männliche Person aus gewissen moslemischen Ländern unterlag der Meldepflicht. Saudi-Arabien, Marokko, Pakistan, Bangladesch. Einige folgten dem Aufruf und landeten im Gefängnis oder wurden abgeschoben. Immer häufiger hörten wir von Leuten, die nach Kanada flohen und dort Asyl beantragten, um der Inhaftierung zu entgehen. Zu zweit oder zu dritt kamen Abbas Freunde zu uns. Ma bot ihnen Konfekt und *Dudh Cha* – Tee mit Milch – an und sie berieten sich. Darüber, in dem kalten Land im Norden neu anzufangen. Ein neues Leben. Die Kanadier sind freundlich, sagten sie gerne.

»Irgendwann ist es so weit«, verkündete Abba grimmig, »dann steht es schwarz auf weiß da. Warum sollten wir warten, bis sie uns rausschmeißen?« Und er fügte hinzu: »Ich möchte an einem Ort wohnen, wo ich mich vor niemandem verstecken muss.«

Eines Abends kam Abba in unser Zimmer. Sein Ausdruck war ruhig und traurig. »Nimm das da ab«, sagte er zu Aisha und deutete auf ihr Poster von Britney Spears, das einzige, das man ihr zugestan-

den hatte. Ma öffnete die Schränke, faltete all ihre Saris und *Salwar Kameezes* zusammen und legte sie in die Nylonkoffer, die wir schon beim Einreisen gehabt hatten. Wir durften keinem erzählen – nicht mal unseren engsten Freunden an der Schule –, was wir vorhatten.

Abba bat mich, meine Karte vom Nordosten hervorzuholen. Nachdem ich sie auf dem Esstisch entfaltet hatte, zeigte uns Abba die dicken Adern der Autobahnen, die krakelige blaue Grenzlinie. »Da«, sagte er. »Dort müssen wir hin und Asyl beantragen.«

Ich schluckte. Mein Hals war ganz ausgetrocknet. Was passiert, wenn sie uns nicht reinlassen?, dachte ich immer wieder.

Am nächsten Morgen erwachten wir von keuchendem, stotterndem Motorenlärm und der blaue Honda stand am Bordstein.

ZWEI

Als wir schließlich wieder weiterfahren, ist der Tag schon weit fortgeschritten. Lastwagen mit Anhängern verlassen röhrend den Parkplatz und der Himmel ist leicht rosa gefärbt. Aber es sieht so aus, als ob noch mehr Schnee kommen würde – vor uns im Norden, als wir auf die Fernstraße einbiegen, können wir die grauen Wolken sehen, die sich am Horizont zusammenballen. Abba öffnet das Fenster einen Spaltbreit und eiskalter Wind fährt mit schneidender Kälte über meine Wange.

Wir verstummen im Wagen. Jetzt kommt das letzte Stück, vorbei an den Anzeigen für ein Schuh-Outlet und Werbung für billige Zigaretten. Bald biegen wir von der Autobahn ab und halten an dem Grenzposten für Einwanderer an der Grenze zwischen Vermont und Kanada. Wir werden ihnen sagen, dass wir um Asyl bitten. Wir müssen ein paar Formulare ausfüllen und es wird lange dauern, aber schließlich werden sie uns auf die andere Seite lassen.

Die Landschaft hier sieht anders aus: Schindelhäuser mit schrägen Dächern, spitze Kirchtürme, Häuser mit weißen Säulen. Ich habe schon viel von Neuengland gehört. Im Verwaltungsbüro unserer Highschool gibt es viele Broschüren, in denen die Schüler vor derartigen Häusern auf dem Rasen sit-